

Zusammenfassung des Treffens vom 19.07.2026

Stichwort: ‚Normalität‘

Teilnehmer:innen: Renate Teucher, Stefan Mebs, Wolfgang Sohst, Kirsten Geiling, Reinhard Stransfeld, Josua Faller, Patrick Plehn

Gliederung:

1. Begriffsklärung
2. Mathematische Darstellung
3. Der historische Aufstieg des Begriffs der Normalität
4. Gesellschaftlichen Wirkungen von Normalisierung
5. Widersprüche in der Praxis des gesellschaftlich Normalen

1. Begriffsklärung

Der Begriff ‚Normalität‘ hat unterschiedliche Bedeutungen je nach Anwendungskontext. Hierzu einige Beispiele:

1. **Mathematik:** Unter ‚Normierung‘ versteht man hier den Prozess, mathematische Objekte (wie Vektoren, Zahlen oder Datensätze) durch Skalierung oder Transformation an eine bestimmte Standardform anzupassen, meist um sie vergleichbar zu machen, z.B. indem man sie auf die Größe 1 bringt.
2. **Naturwissenschaften:** Hier wird das Attribut ‚normal‘ meist als Ausdruck für die Position eines Zustandes oder Phänomens innerhalb eines relativ engen Ausschnitts statistischer Verteilung von Messdaten bezeichnet, wobei die sog. Gauß'sche Normalverteilung (die berühmte Glockenkurve) bereits eine Meta-Normalität beschreibt.
3. **Industrie und Technik:** Die Normierung von Maßen, Qualitätsstandards usw. in Industrieprodukten ist ein zentrales Erfordernis effizienter Industrieproduktion und ein wichtiges Mittel der politischen Einflussnahme auf den weltweiten wirtschaftlichen Wettbewerb: Wer die Norm setzt, hat davon große Vorteile. Dabei geht es nicht um die statistische Mittelwerte, sondern um die Festlegung von Sollbeschaffenheiten, unter anderem damit eine branchenübergreifende Produktanwendung möglich ist (Beispiel: die deutsche DIN für Papierformate, am bekanntesten das Format A4, nach der sich alle Bürodrucker auf der Welt richten).
4. **Psychologie und Psychiatrie:** Hier beschreibt das Attribut ‚normal‘ ein Verhalten, das den gesellschaftlichen Erwartungen, statistischen Mittelwerten für rationales Verhalten und dem psychischen Wohlbefinden der betrachteten Person entspricht. Es handelt sich dabei meist um eine informelle, beschreibende Einschätzung, die vom jeweiligen Kontext, der Kultur und der historischen Epoche abhängt. Weil eine solche Beschreibung stark wertenden Charakter hat, ist sie prinzipiell der Vorurteilshaftigkeit verdächtig.
5. **Normative Wissenschaften:** Vor allem in den Rechtswissenschaften und der philosophischen Ethik bedeutet Normalität, dass Ereignisse und Zustände einer gesetzlich oder anderweitig vorgegebenen Erwartung entsprechen. Wie bei den technischen Normen handelt es sich hierbei um keine statistischen Beschreibungen von Messwerten, sondern um Verhaltensvorschriften, also um *Präskriptionen*, nicht *Deskriptionen*. Der wertende Aspekt einer jeden Normanwendung wird teilweise dadurch neutralisiert, dass zu dessen Rechtfertigung lediglich auf den korrekten Entstehungskontext der jeweiligen

Norm zurückverwiesen werden muss, wofür die Anwender:innen nicht mehr verantwortlich sind. Ist eine Norm nach höheren Normen korrekt entstanden, sei die Normanwendung deshalb von ihrer ethischen Last befreit. Hiergegen widersprach der deutsche Rechtsphilosoph Gustav Radbruch mit seiner berühmten ‚[Radbruch'schen Formel](#)‘ als Reaktion auf die Verbrechen der Nazis.

2. Mathematische Darstellung

In dem Umfange, wie die empirische Normalität eine statistische Verteilung der Eigenschaften gleichartiger Gegenstände, Zustände oder Ereignisse beschreiben soll, kommt die so genannte **Gauß-Kurve** zur Anwendung (siehe die nachstehende Abb. 1). Die zugrunde liegende Funktion gehört zu den wichtigsten der angewandten Statistik. Sie stellt die Häufigkeitsverteilung empirischer Datensammlungen dar und ist umso aussagekräftiger, je mehr vergleichbare Daten vorliegen. Die x-Achse des nachstehenden Graphen steht für die Reihung hier fiktiver Messwerte als einzelne Datenpunkte auf einer beliebigen numerischen Skala, die y-Achse dagegen die *Häufigkeit* des Auftretens numerisch gleicher Datenpunkte in einer Datensammlung. Gauß entdeckte, dass es in fast allen solchen Datensammlungen, die auf der Messung ähnlicher natürlicher Ereignisse oder Zustände beruhen, meistens nur einen, manchmal auch mehrere Häufungsmaxima gibt und die Abweichung einzelner Datenpunkt mit ihrem Abstand vom Häufungshöhepunkt immer seltener werden. Das Häufungsmaximum wird als Mittelwert einer solchen Kurve bezeichnet. Die so genannte **Normalverteilung** kann allerdings unterschiedlich ausfallen, wie man in der Illustration sieht. Nicht abgebildet ist dort die auch bestehende Möglichkeit mehrerer Höhepunkte (sog. ‚Kamelhöcker‘ bei zwei Höhepunkten).

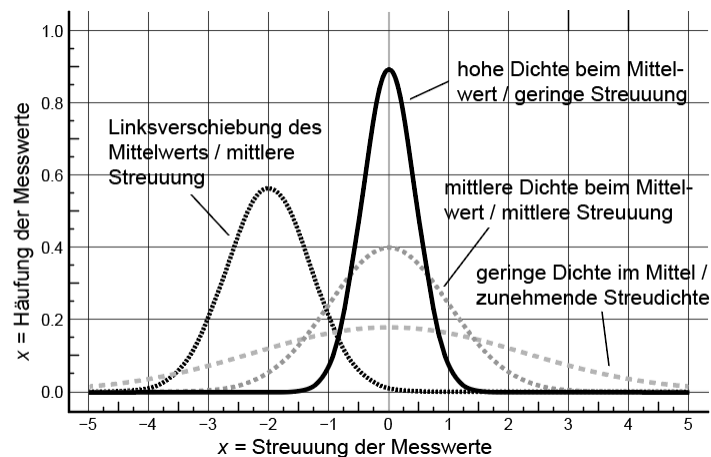


Abb. 1: Vier Beispiele einer Gauß'schen Normalverteilung

Gauß entdeckte die statistische Normalverteilung zu Beginn des 19. Jahrhunderts, also ungefähr zu Beginn der ersten europäischen Industrialisierung. Solche Kurven haben seitdem eine enorme Bedeutung nicht nur in der technischen, sondern auch in der politischen, wirtschaftlichen und demographischen Entwicklung einer jeden Gesellschaft.

Um diese Zusammenhänge verstehen zu können, ist es zunächst sinnvoll, den Begriff des Normalen seinem Gegenteil gegenüberzustellen, d.h. dem Begriff des Unnormalen. Hier stellt sich aus arithmetischer Sicht zunächst die Frage, welcher Ausschnitt aus einer gegebenen Normalverteilung, beispielsweise der Lebenserwartung einer bestimmten Population, der körperlichen oder psychischen Gesundheit, der Erwerbskraft oder der Zufriedenheit ihrer Mitglieder mit ihren Lebensumständen etc. als normal betrachtet wird. Daraus folgt im Umkehrschluss, ab welcher Abweichung von den entsprechenden Mittelwerten mit der jeweils höchsten statistischen Dichte die formale Kennzeichnung als ‚unnormale‘ gerechtfertigt ist. Hier hat sich die so genannte σ -Regel (**Sigma-Regel**) etabliert. Sie besagt, dass bei einer Normalverteilung

der Bereich bis zu einer Standardabweichung von $\pm 1\sigma$ als normal bezeichnet wird. Dieser Wert ist selbst ein statistischer Mittelwert. Er gilt für die meisten Anwendungsfälle des Alltags als praktisch sinnvoll. Von einer *starken* Abweichung spricht man ab $\pm 2\sigma$ und von einer *extremen* Abweichung ab einer Standardabweichung von $\pm 3\sigma$, wobei sich das Zeichen $\pm$ immer auf die Grenzverschiebung des Normalen links bzw. rechts des statistischen Mittelwerts bezieht. Der Wert von 1σ umfasst bereits 68,27% aller Messwerte um den Mittelwert, der Wert 2σ schon 95,7% und der Wert 3σ sogar 99,7% aller Messdaten. Bei einer Standardabweichung von 3σ liegen folglich nur noch 0,3% aller Messdaten außerhalb des so genannten Normalen – fast alles ist dann normal.

3. Der historische Aufstieg des Begriffs der Normalität

Der Hang zur Normalität ist schon sehr alt, hat sich aber über die Zeiten hinweg stark gewandelt. Schon in der Antike erschien das Normale, wenn auch nicht unter diesem Namen, in ästhetischer Gestalt, beispielsweise in den Proportionen von Tempelanlagen und repräsentativen Gebäuden. Bei der Darstellung von Personen fiel es mit Vorstellungen **idealer Körperschönheit** zusammen, so dass alle nicht-idealen Personendarstellungen tendenziell in den Bereich des Unnormalen und Hässlichen fallen. Dies illustrieren in der römischen Antike sehr deutlich die so genannten Grotesken, d.h. überwiegend Höhlenbilder (von italienisch: *la grotta*, als die unter anderem die kühlen Weinkeller unter den Häusern reicher Römer:innen bezeichnet wurden), die missgebildete, verzerrte und übertriebene Personen darstellten, oft furchtbar oder komisch, also im heutigen Wortsinne unnormal. Auch der **Goldene Schnitt** wurde als ästhetische Norm mathematisch exakt bereits von Euklid um 300 v.u.Z. beschrieben. In der Spätrenaissance kam die Entdeckung der **wohltemperierten Stimmung** von Musikinstrumenten hinzu, deren theoretische Formulierung das System der diatonischen Tonleitern ist. Es setzt sich in der Folge weltweit als dominante und damit musikalische Norm des Wohlklangs durch. Die ontologische Synonymität von Idealität und Normalität, gültig seit den Zeiten Platons bis zur Blütezeit der christlichen Metaphysik (Gottes Schöpfungs idee ist die maximale Verallgemeinerung idealer Normalität) verblasste allerdings mit dem Anbruch der Neuzeit.

Der moderne, nüchterne und spezifisch *soziale* Begriff des Normalen im Gegensatz zum Unnormalen tauchte in Frankreich erst ab dem späten 18. Jahrhundert im Zuge der Entstehung moderner Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen auf. Mit der fortschreitenden **Industrialisierung** breitete sich die zugrunde liegende Idee rasch auch im übrigen Europa aus. Damit setzte eine staatlich betriebene Vereinheitlichung unzähliger industrieller Prozesse ein, auch die medizinische Definition **geistiger und körperlicher Gesundheit** der breiten Bevölkerung, einschließlich der notorischen Vermessungen von Schädeln und Körperproportionen zur Bestimmung ihrer ‚Rasse‘ (die es biologisch nicht gibt) und ihres Charaktertypus. Normierung wurde schließlich auf vielen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens zu einer zentralen Aufgabe der staatlichen Förderung des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Fortschritts, nicht zuletzt zum Nutzen eines sich ständig verschärfenden Wettbewerbs der europäischen Nationen untereinander. Damit ging auch eine staatliche **Disziplinierung** schon von Kindern einher, mit dem Schulalter beginnend. Normierung wurde zum zentralen Mittel, um Heranwachsende auf ihre Rolle in der Gesellschaft vorzubereiten. Im Bereich der noch neuen Lehre von den Psycho- und Sozialpathologien war das Kranke nun keine nur zu heilende Verfassung mehr, sondern eine objektiv minderwertige Abweichung vom Normalen, die mittels angeblich geeigneter Methoden, oft in Gestalt von **Zwangsexperimenten** an den Betroffenen, korrigiert werden müsse. Ziel dieser Maßnahmen war die Rückführung der Betroffenen in eine obrigkeitlich verordnete Normalität. Unnormalität wurde damit zum sozialen Stigma, das mit starker gesellschaftlicher **Diskriminierung** verbunden war. In diese Zeit des mittleren 19. Jahrhunderts fällt auch der Bau der ersten ‚Irrenanstalten‘ und Nervenheilanstalten in ganz Europa. Dieser Normalisierungseifer erstreckte sich auch auf die nicht-menschliche Natur. So wurde schon zu Beginn dieses Jahrhunderts der so genannte ‚preußische Normalbaum‘ erfunden, dessen Design, von der damaligen preußischen Forstverwaltung in Auftrag gegeben, die Erzeugung von Industrieholz in Höchstgeschwindigkeit ermöglichen sollte. Die resul-

tierende normierte Fichte war zunächst ein unglaublicher, europaweit kopierter Erfolg, hinterließ allerdings bereits nach 35 Jahren vollkommen unfruchtbare Waldwüsten.

Mit dem Sprießen überall normalisierender Institutionen bildete sich auch ein dazu komplementärer Individualitätsbegriff, der die persönliche, **bürgerliche Souveränität** betonte. Dieses neue Menschenbild privatisierte die individuellen Interessen des aufstrebenden Bürgertums, das sich dem ständig zunehmenden staatlichen Zugriff zu entziehen trachtete. Individualismus und Normalisierung sind in ihrem dialektischen Gegensatz somit eng miteinander verflochten: Der erstarkende, bürokratische Staat brachte somit auch jenes spezifisch moderne Individuum hervor, dass sich gegen seine öffentliche Normalisierung wehrt, indem es in die wohlige Privatheit flüchtet. In dem Umfange, wie sich die eine Seite dieser dialektischen Spannung weiter ausdifferenzierte, schärften sich entsprechend auch die Konturen der anderen. Diese Tendenz steigerte sich so weit, dass heute in der westlichen Welt ein nahezu unversöhnlicher Gegensatz zwischen einem tendenziell unersättlichen Wunsch nach persönlicher Individualität, Freiheit und Souveränität und den staatlichen Einschränkungen dieser Besonderheit zwecks einer zumindest formalen Erhaltung des Gemeinwesens entstanden ist, was auf beiden Seiten des Gegensatzes als Zumutung bzw. anstrengend empfunden wird. Normierung wird aus individuell-liberaler Perspektive damit zum prototypischen Phänomen staatlicher Gängelei des ‚an sich‘ frei imaginierten Individuums.

Soziologisch ist gesellschaftliche Normalität allerdings, egal wie sie zustande kommt, grundsätzlich notwendig zur Bildung von Orientierungsmustern **konfliktvermeidenden Verhaltens**, was Sozialität überhaupt erst ermöglicht. Entscheidend ist hier allerdings der Unterschied zwischen deskriptiver und präskriptiver Normalisierung, idealisiert als jener zwischen zwanglos gelebter und oktroyierter Ordnung. Das von niemandem beabsichtigte Gewohnte hat zunächst keine normierende Kraft. Umso länger es allerdings gilt, desto stärker entwickelt es auch normative Wirkungen. Der über den deutschsprachigen Raum hinaus einflussreiche, österreichisch-deutsche Staatsrechtler Georg Jellinek (1851-1911) prägte in diesem Zusammenhang 1880 das Schlagwort der ‚**normativen Kraft des Faktischen**‘ als Begründung dafür, dass sich das Recht der Realität anpassen müsse. Wenn gesellschaftlich etablierte Verhaltensgewohnheiten dauerhaft und stabil funktionieren und damit bereits zur Selbstverständlichkeit geworden sind, sollte dies schließlich auch als formale und damit staatlich durchsetzbare Norm anerkannt werden.

Jede menschliche Gesellschaft hat, wie gesagt, ein intrinsisches Interesse an ihrem Fortbestand, was sich als Tendenz zur inneren **Konfliktminimierung** und des sozialen Friedens äußert. Dies bestimmt wiederum wesentlich die Richtung, in die alle gesellschaftlichen und auch staatlichen Normalisierungsbestrebungen gehen. Aggressives Verhalten wird damit tendenziell für unnormal erklärt, und zwar nicht nur, weil es einer bestehenden Norm widerspricht, sondern weil es die Geltung von Normen grundsätzlich in Frage stellt. Damit jedoch steht jene Tendenz der Normierung zwecks Befriedung eines Gemeinwesens in gewissem Widerspruch zu der biologisch überall anzutreffenden Tatsache, dass sowohl kollektiv endogene als auch exogene Aggression eine evolutionär durchaus erfolgreiche Strategie zur Erlangung und Bewahrung kollektiver Vorteile sein kann. Tatsächlich ist die Friedlichkeit als soziale Verhaltensnorm erst dann möglich, wenn sich eine bestimmte soziale Ordnung dauerhaft bewährt hat. Die **Normalität friedlichen Verhaltens** ist also keineswegs der biologisch erste oder Grundzustand. Aus der Perspektive der Erfolgswahrscheinlichkeit hat eine solche erwünschte Normalität vielmehr den gleichen Geltungsrang wie die Unnormalität aggressiven Verhaltens, zumindest solange noch keine abschließende Ordnung hergestellt werden konnte. Unter anderem aus diesem Grunde führen alle menschlichen Gesellschaften ständig Kriege. Das rechtfertigt mitnichten das daraus resultierende Leid. Diese Tatsachen entziehen sich lediglich ihrer ethischen Kategorisierung als normal oder unnormal.

Ganz anders sieht es dagegen für den auf den ersten Blick ähnlichen Gegensatz von **Konkurrenz und Kooperation** aus. Im Unterschied zur Bevorzugung der Friedfertigkeit als gewollte gesellschaftliche Normalität gegenüber dem Kampf bauen alle heutigen Gesellschaften, selbst diejenigen, die sich als kommu-

nistisch oder sozialistisch bezeichnen, mehr oder weniger stark auf der Notwendigkeit des Wettbewerbs auf. Das impliziert sowohl Konkurrenz als auch Kooperation. Hier wird also die Metanormalität des Wettbewerbs instituiert: Eine in Grenzen aggressive Konkurrenz ist solange akzeptabel und damit normal, wie sie den Fortschritt und damit die dauerhafte gesellschaftliche Stabilität fördert.

Die vielleicht grundlegendste Frage in diesem Zusammenhang ist es, ob man die Stabilität eines Gemeinwesens zur generellen Rechtfertigung sozialer Normierung erheben sollte, sei es um der Friedlichkeit oder der gesteigerten Effizienz entsprechender Gesellschaften wegen. Diese Frage kann man auch so formulieren: Ist die **Normalität der Vernunft** ihr Streben nach einem stabilen Fortbestand gegebener Gesellschaften? Diese Frage dürfte, solange keine revolutionären Umstände vorliegen, zu bejahen sein.

4. Gesellschaftlichen Wirkungen von Normalisierung

Daraus folgt, dass das Unnormale ist im Interesse einer Erhaltung der Entwicklungsmöglichkeit einer Gesellschaft, wenn auch nur in geringerer Dosierung, genauso notwendig ist wie das Normale. Dies gilt nicht nur, um das gewollte Normale vom ungewollten Unnormalen abgrenzen zu können, sondern auch, um das schwankende Gleichgewicht sozialer Normalität überhaupt aufrecht erhalten zu können. Die hierfür notwendige, gesellschaftliche Anpassungs- und Entwicklungsfähigkeit in Anbetracht einer ständig sich ändernden Umwelt setzt deshalb eine oft unbequeme, nicht unerhebliche Toleranz gegenüber dem Unnormalen voraus. Kulturelle Entwicklungen entspringen nämlich ganz überwiegend den sozialen, oft schwach integrierten und oppositionellen Rändern, d.h. dem zumindest Nicht-ganz-Normalen. Sie gehen von Personen wie Jesus, Laotse und Luther ebenso wie von einem Robespierre, Stalin, Mao oder Donald Trump aus. Die gesellschaftliche Entwicklungsfähigkeit fordert in manchen Fälle sogar die faktische Möglichkeit nicht nur unnormalen, sondern sogar verbotenen Verhaltens. Das Paradebeispiel hierfür ist der erlösende **Tyrannenmord**, der sicher nicht normal ist, aber dennoch gutgeheißen wird. Der Möglichkeit zur Grenzüberschreitung des Normalen aus der Freiheit, sich gegen die Normalität zu erheben, entspringt freilich nicht nur Gutes, sondern auch Gemeinschädliches. Vor allem im Dienste extremer politischer Programme wurden in der Moderne, entweder im Namen der Freiheit oder einer angeblich dringend wieder herzustellenden öffentlichen Ordnung, oftmals neue Unfreiheiten zur neuen Normalität erklärt, nicht nur in Europa, sondern auch in den autoritären Staaten Asiens und historisch in den USA im Zuge der systematischen Unterdrückung der dortigen Ursprungsbevölkerung.

Im Gegensatz zum psychisch Unnormalen, das von Nationalsozialisten und Kommunisten gleichermaßen als Waffe zur Unterdrückung politischer Gegner eingesetzt wurde, gibt es auch die Unnormalität bewusster **politischer Disruption**, d.h. den Versuch einer Beseitigung bisheriger gesellschaftlicher Normalität zur Beschleunigung ihrer Entwicklung. Diese Handlungsmotivation wurde von dem österreichischen Ökonomen und Sozialphilosophen Joseph A. Schumpeter (1883-1950) vor allem dem Kapitalismus als Grund seiner enormen Wandlungsfähigkeit und Durchsetzungskraft attestiert. Sie ist damit nicht etwa ein sozialpathologisches Syndrom, sondern eine Form der radikaler Verbesserungsbemühungen gesellschaftlicher Zustände, die als grundsätzlich ungenügend empfunden werden. Ihr Motto ist: Das Bessere ist der Feind des Guten. Normierung ist aus dieser Perspektive immer Verkrustung und damit die Aufforderung, sie aufzubrechen. Das sagt freilich nichts darüber, ob eine solche Einstellung zur Gesellschaft tatsächlich gerechtfertigt ist oder nur der Versuch meist einer gesellschaftlichen Minderheit, die Macht an sich reißen zu wollen. Dies taten beispielsweise die russischen *Bolschewiki* (dt.: ‚die Mehrheitler‘), die tatsächlich eine winzige Minderheit im vorrevolutionären Russland waren. Von ihnen wurde über die sprachliche Anmaßung, angeblich die Mehrheit des Willens der Bevölkerung zu repräsentieren, eine politische Normalität behauptet, die den tatsächlichen Machtverhältnissen widerspreche und deshalb beseitigt werden müsse. Mit einem ähnlichen Disruptionsanspruch treten seit einigen Jahren auch die US-amerikanischen **Tech-Milliardäre** auf, der zwar inhaltlich ganz anders begründet wird, aber nicht weniger autoritär daherkommt als jener der russischen Revolutionäre.

In einem ganz anderen Zusammenhang, aber mit strukturell ähnlicher Begründung gingen auch die Ideologen des deutschen Nationalsozialismus vor, die mit ihrem Kampf gegen eine demokratische Normalität ebenfalls nur die eigene Machtübernahme im Sinne hatte und dafür jede weitere Begründung ablehnten. Für sie war die überlegene Stärke die abschließende Rechtfertigung ihrer politischen Aggression. In diesem Sinne verdrehte der nationalsozialistische Verfassungsrechtler **Carl Schmitt** (1888-1985) den Begriff des Normalen, indem er dessen Gegenteil, den so genannten (gesellschaftlichen) Ausnahmezustand zur Bestimmung des ‚eigentlichen‘ politischen Souveräns verwendete: „Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet.“ Hier wird dem Begriff des Normalen implizit eine verächtliche Bedeutung zugewiesen: Normal sind Schmitt zufolge nur die Ohnmächtigen, d.h. die normativ Gehorsamen. Unnormalität wird im Faschismus damit zur **sozialdarwinistischen Rechtfertigung** unumschränkter Macht. Hitler war für Carl Schmitt gerade deshalb die Führerfigur schlechthin: Erst der von Hitler dekretierte Ausnahmezustand verweist die politisch angeblich untaugliche Normalität in ihre Grenzen, die für gesellschaftlichen Stillstand stehen. Wer über diese Grenzen entscheidet, ist folglich der absolute Herrscher. Davon unbenommen sind es nach wie vor die modernen **Gewaltherrscher**, die am häufigsten mit dem Begriff des Unnormalen gerade deshalb hantieren, um politische Gegner zu eliminieren. Nicht zufällig war die zweithöchste Strafe für politische Opponenten unter Stalin deren Einweisung in eine Psychiatrie.

Unter nicht-autoritären Umständen sind Bestimmungen der Normalität deshalb besonders umstritten, sobald es (a) innerhalb einer Kultur bzw. Gesellschaft um die Beurteilung psychischer und sozialer Auffälligkeiten, d.h. Abweichungen vom mittleren Bereich der Normalverteilung und (b) um interkulturelle Unterschiede geht. Hierzu näher:

- (a) Das politisch liberale Spektrum der westlichen Gesellschaften tendiert dazu, Normalität möglichst weitgehend oder inklusiv zu definieren, weil die Stigmatisierung als ‚unnormale‘ übel ist und sie aus liberaler Perspektive häufig zu Unrecht erfolgt bzw. individuell und gesellschaftlich mehr Schaden anrichtet als nutzt. Dieses inklusive Denken kommt allerdings schon seit mehr als zehn Jahren immer stärker unter Druck durch entsprechend konservativ aufgestellte Kreise, am stärksten befördert durch die *Anti-woke*-Bewegung in den USA.
- (b) Während die Anthropologie und Ethnologie seit den 1960er-Jahren die **Ethnozentrität** des westlichen Kulturraums immer stärker kritisierte und entsprechende westlich-universale Dominanzansprüche bei der Definition, was allgemein menschlich normal sei, zurückwies, hat auch auf diesem Gebiet in den letzten beiden Jahrzehnten, ausgehend von den USA, aber auch durch den Aufstieg Chinas und anderer illiberaler Staaten, die Akzeptanz kultureller Verschiedenheit abgenommen. Der westliche Kulturraum besteht zur Erhaltung seiner *ethisch* begründeten, kulturellen Hegemonie wiederum darauf, dass seine Definition von Normalität für alle Menschen gelte, beginnend bei seinem Verständnis der Menschenrechte über Auffassungen von öffentlicher Gerechtigkeit bis hin zum Schutz der sexuellen Selbstbestimmung. In solchen Auseinandersetzungen gibt es jedoch keine absolute Normalität; folglich bleibt hier nur die ständig zu korrigierende Vermittlung zwischen einer Toleranz der Verschiedenheit und einem kulturellen Wettbewerb um soziale und politische Normen mit jeweils entsprechendem Geltungsanspruch.

Nicht einmal die Minimallösung, dass als normal gelten könne, was dem Individuum erlaubt, eine für Menschen übliche Lebensspanne in durchschnittlich befriedigender Weise zu erleben, ist zweifelsfrei. Zwar tragen zu dieser Lösung die Sitten und öffentlichen Normen bei, die in einer Gesellschaft gelten und einem selbstverständlichen Umgang dienen, Synergieeffekte befördern und die Bewältigung von Konflikten unter Wahrung von kulturrelativen Gerechtigkeitsgeboten mit möglichst geringem Ressourcenaufwand ermöglichen. Die Grundfrage jedoch, ob bei der Bestimmung von Normalität das menschliche Individuum, eine Gesellschaft oder beispielsweise das gesamte irdische Ökosystem an die erste Stelle zu setzen sei, ist damit aber noch nicht einmal berührt.

5. Widersprüche in der Praxis des gesellschaftlich Normalen

Erklärt man das menschliche Individuum zum Maß aller Dinge, was in der westlichen Kultur schon seit der griechischen Antike ein zentrales Merkmal ihres Menschenbildes ist, wird das Urteil über soziale Ereignisse häufig ganz anders ausfallen, als wenn man die Stabilität und das Wohlergehen eines ganzen Kollektivs zum obersten Kriterium von Normalität erhebt. Denn aus der individualistisch-liberalen Perspektive des Westens ist jede Disziplinierung, gar Bestrafung einer Person wegen ihrer Abweichung vom normalen Verhalten, aber auch ihre Aussonderung als unnormale zwecks ‚Heilung‘ wegen psychischer und körperlicher Besonderheiten rechtfertigungsbedürftig; die Besonderheit des Individuums hat sozusagen ontologischen Vorrang vor jener des Kollektivs. Ins Extrem geführt stellt dies sogar den Bedeutungshorizont des Begriffs der Souveränität in Frage. Denn dann ist nicht mehr ‚das Volk‘ oder seine sozialen Äquivalente der Souverän, sondern jede einzelne Person, allerdings immer nur für sich selbst. Dies kann zu so merkwürdigen Erscheinungen wie der vom deutschen Soziologen Andreas Reckwitz namhaft gemachten ‚**Gesellschaft der Singularitäten**‘ führen: Hier stolpert das Individuum gegenüber allen seinen Zeitgenossen in das Paradox, dass es am Ende absolut verschieden von ihnen ist. Dann jedoch bleibt gar keine Gemeinsamkeit mehr übrig, sondern nur ein loses Aggregat unverbundener Personen wie ein Haufen Sandkörner. Das Normale verliert unter solchen Umständen seine gesellschaftlich kohäsive Funktion. Jede Festlegung von Normalität degeneriert am Ende der praktischen Entwicklung eines solchen Ideals, wie gesagt, zur individuellen Zumutung. Solche Extremismen produzieren unvermeidlich eine Aufheizung der gesellschaftlichen Atmosphäre bis hin zum offenen **Kulturkampf**, der sich mit bedenklicher Intensität bereits in den USA abspielt. Als generelle Regel lässt sich aus all diesen Risiken, aber auch Chancen der Normalisierung ableiten, dass extreme Entwicklungen nach jeder Seite der Dichotomie von Normalität und Unnormalität auch in diesem grundlegenden Bereich menschlicher Sozialität besser vermieden werden sollten (ws).